



«Ich verstand nicht, wie das alles geschehen konnte. Ich dachte, ich hätte alles verloren», sagt der ehemalige Fussballer Kay Voser.

KARIN HOFER / NZZ

«O mein Gott, wieso ich?»

Die Psychose von Kay Voser spielte sich in der Öffentlichkeit ab. Er verlor Freunde, Job und Geld. Im Gespräch mit Christine Steffen und Flurin Clalüna sagt er, das Schwierigste an der Krankheit sei der Moment gewesen, als er realisiert habe, was passiert sei

Kay Voser arbeitete als Fussball-experte beim Schweizer Fernsehen, als er im Herbst 2023 psychotisch wurde. Fast ein Jahr dauerte der Zustand. In dieser Zeit verlor der frühere Profifussballer seine Arbeit, Geld, seine Partnerin, seine Freunde, die soziale Stellung. Er postete auf Instagram an die 10 000 Storys, kleine Videoaufnahmen, in denen er sich Tag und Nacht an seine Follower wandte. Die Zahl der Zuschauer stieg stetig, Tausende sahen ihm zu.

Seine Kernbotschaft war, dass psychische Krankheiten entstigmatisiert werden sollten. Im Laufe der Aufnahmen versuchte er nicht nur, seine Geschichte zu erzählen, er griff zudem Menschen aus seinem Umfeld massiv an, beleidigte sie und drohte ihnen. Im Wahnzustand outete er sich zuerst beim «Blick» als schizophrene Fussballer war er Gesprächsthema über die Schweiz hinaus.

Seine überdrehten Theorien und Anschuldigungen hatten Konsequenzen; im Herbst 2024 sass Voser vier Monate in Untersuchungshaft im Zusammenhang mit verschiedenen Äusserungen, die er auf Instagram gemacht hatte. Über die genauen Hintergründe kann er nicht sprechen, juristische Verfahren laufen noch. In der Haft kam Voser aus der Psychose. Monatelang war es still um ihn. Im Juni trat er in einem Podcast auf, Ende Oktober hielt er einen Vortrag an einem Forum der Angehörigenbewegung Stand by You Schweiz.

Herr Voser, Ihre Psychose fand in der Öffentlichkeit statt, und dies hat vieles verschlimmert. Jetzt haben Sie unserer Anfrage zugestimmt und reden erneut darüber. Warum?

Ich fühle mich verantwortlich für das Leid, das entstanden ist. Und ich fühle mich auch verantwortlich dafür, dass ich einen kleinen Teil zur Aufklärung beitragen kann. Darum mache ich es. Ich sehe es auch als Akt der Liebe zu denen, die ich verletzt habe.

Als Wiedergutmachung?

Ich kann es nicht wiedergutmachen. Aber ich hoffe, die Gesellschaft versteht, dass ich im Wahn war und die Sachen, die ich über Menschen gesagt habe, nicht der Wahrheit entsprechen.

Wie geht es Ihnen heute?

Ich bin wieder bei Kräften. Ich merke von Woche zu Woche, dass ich stärker werde. Aber es war ein sehr langer Prozess.

Wie sieht ein normaler Tag bei Ihnen aus?

Ich führe ein sehr schlichtes, simples Leben. Ich lese viel, ich schreibe, mache Sport und versuche, hart an mir zu arbeiten, damit ich körperlich und geistig in eine gute Verfassung komme.

Was bedeutet hart arbeiten?

Nach der schweren Psychose waren mein Antrieb und die Lebensfreude weg. Es gab Zeiten, in denen ich Suizidgedanken hatte. Manchmal zitterte ich am ganzen Körper, wenn ich das Haus verliess. Dann trotzdem rauszugehen und zu joggen, das war harte Arbeit und viel schwieriger als meine ganze Fussballkarriere.

Was gibt Ihnen das Schreiben? Und worüber schreiben Sie?

Das meiste sind poetische Texte. Ich habe aber auch viel geschrieben, um zu verarbeiten, was passiert ist. Das hat mir sehr gutgetan. Schreiben ist ein Anker in dieser schwierigen Zeit. Es gab Tage, an denen ich fast nur geschrieben habe, um mit dem Schmerz umgehen zu können.

Was ist dieser Schmerz?

Schuldgefühle, Reue und Scham, Ohnmacht, Zukunftsangst. Schmerz über alles, was ich verloren habe. Natürlich auch, dass ich den Bezug zur Realität verloren hatte, aber auch Menschen und Perspektiven.

Fällt es Ihnen schwer, am Morgen aufzustehen?

Monatelang wollte ich nicht aufstehen. Der Schlaf war für mich eine Erlösung. Und beim Erwachen dachte ich: O mein Gott, nein, ich will nicht. Dann kam sofort der Schmerz. Ich wollte nur weiterschlafen. Manchmal waren es sechzehn, siebzehn Stunden. Schlaf war eine Flucht vor der Realität.

Sie leben allein. Tut Ihnen das gut?

Krank zu werden und einsam zu sein, ist für niemanden schön. Aber zum Teil habe ich das Alleinsein gebraucht, weil ich über nichts anderes nachdenken konnte. Wenn ich unter Leuten war, war ich neidisch auf jeden Menschen, der zum Beispiel einen Job hat.

Zuerst Fussballer, dann Experte

cen. · Kay Voser hat bei den Grasshoppers, im FC Basel, bei Fulham, im FC Sion und im FC Zürich gespielt. Im Jahr 2019 beendete der heute 38-Jährige seine Karriere bei Charlotte Independence in den USA. Danach war er Praktikant der Sportredaktion des «Tages-Anzeigers», zuletzt arbeitete er als Fussballexperte beim Schweizerischen Radio und Fernsehen. Der Aargauer litt bereits während seiner Sportkarriere unter Psychosen. Seine psychische Krankheit thematisierte er jedoch erst danach.

Sie befinden sich auf dem Weg zurück ins Leben. Wo stehen Sie auf diesem Weg?

Ich habe das Schlimmste überlebt. Der Schmerz ist nicht mehr so gross. Wenn ich jetzt wieder rausgehe, habe ich eine Vorfreude aufs Leben. Es ist noch nicht so, wie ich es mir wünsche oder wie es einmal war. Ich werde wahrscheinlich nie mehr derselbe Mensch sein. Die Scham ist nicht ganz weg. Vor allem, wenn ich unter Leuten bin und nicht weiss, ob sie meine Geschichte mitbekommen haben. Zum Teil ist noch Trauer da.

Eine Trauer über das, was passiert ist?

Es ist eine Trauer um mein altes Leben, aber auch um meine alten Zukunftsperspektiven. Und eine Trauer um die Menschen, die ich verloren habe.

Sind diese Beziehungen für immer zerbrochen?

Ich weiss es nicht. Meine besten Freunde sind noch da, meine Familie auch. Es gibt Menschen, die keinen Kontakt mehr wünschen und auch keine Entschuldigung annehmen möchten – das akzeptiere ich.

Sie haben um Entschuldigung gebeten?

Ich konnte mich noch nicht bei allen persönlich entschuldigen, weil ich diesen Menschen Raum geben und ihnen überlassen möchte, ob und wann sie bereit sind für ein Gespräch. Wenn ich im Wahn war, war es für beide Seiten schwierig. Für die anderen, weil sie Angst um mich oder vor mir hatten. Und für mich, weil ich ihre Angst spürte, aber nicht einordnen konnte. Das hat meine Wahnvorstellungen oft verstärkt: Ich glaubte dann, alle hätten Angst – also werde etwas Schlimmes mit mir passieren. Wenn sich Menschen distanzierten oder Sätze fielen wie «Du bist krank», konnte sich das, wie auch manche Gesten oder Blicke, für mich wie eine Bedrohung oder ein Verrat

anfühlen. Das hat einen unglaublichen Schmerz ausgelöst.

Es klingt, als sei man sehr einsam in einer Psychose.

Man ist in einer anderen Realität und versteht nicht, was abgeht. Die Psychose ist fast realer als der Normalzustand, weil alle Gefühle viel intensiver sind und man so viele Eindrücke auf einmal hat, dass es zu viel wird. Ich hatte zum Beispiel in der Psychose manchmal das Gefühl, ich sei endlich gesund. Man wird radikal einsam mit seiner Wahrheit.

Kennen Sie den Auslöser Ihrer Psychose?

Ich hatte Angst, dass man herausfinden könnte, dass ich früher Psychosen hatte. Ich hatte Angst, dass mich dann niemand mehr ernst nehmen, mir niemand mehr glauben würde. Und die Angst ist dann zu einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung geworden.

Was ist konkret passiert?

Das sind Dinge, auf die ich nicht direkt eingehen möchte, weil es mit zwischenmenschlichen Beziehungen zu tun hat. Und ich die Privatsphäre dieser Menschen respektiere. Entscheidend ist, dass meine Ängste dazu geführt haben, dass ich nicht mehr schlafen konnte. Nach ein paar Tagen ohne Schlaf hatte ich Halluzinationen und Wahnvorstellungen. Aus Ängsten sind Theorien geworden, aus Theorien Überzeugungen, und aus Überzeugungen ist der Wahn gekommen.

Wie hat Ihr Umfeld reagiert?

Alle wollten mir helfen, doch sie wussten nicht, wie. Das Allerwichtigste beim Wahn ist, so ruhig wie möglich zu bleiben, zu deeskalieren und nicht gegen den Wahn anzureden. Es gab ein paar Menschen, die intuitiv richtig reagiert haben. Aber selbst Fachpersonen wissen nicht immer, wie sie damit umgehen sol-

len. Sie haben das Gefühl, sie müssten so schnell wie möglich handeln. Das kann kontraproduktiv sein. Was man braucht, sind Menschen, denen man vertraut und die bleiben, auch wenn es einmal einen Streit gibt. Aber ich möchte niemandem einen Vorwurf machen. Ich weiss, dass es extrem schwierig ist.

Fühlen Sie sich für Ihr Verhalten schuldig? Man könnte auch sagen: Sie waren damals nicht Sie selbst. Ich fühle mich verantwortlich dafür, dass ich im Wahn öffentlich geredet habe. Man hätte meine Worte auch als Hilfeschrei deuten können von einem Menschen, der nicht mehr weiss, was real ist. Meistens wäre das die richtige Deutung gewesen. Ich wünschte, ich hätte gesagt: «Ich weiss nicht mehr, wer ich bin. Bitte helft mir.» Dann wäre wohl nichts von alledem passiert.

Sie beziehen sich auf Ihre Psychose. Kann man etwas tun, damit ein solcher Zustand schneller endet? Ich glaube, das Wichtigste in einer Psychose ist, wie die Umwelt reagiert. Fremde können mir kaum helfen, weil Vertrauen die einzige Brücke zurück in die Realität ist. Ich brauche dann einen Ort, an dem ich mich sicher und geborgen fühle. Eine Klinik war für mich nie ein solcher Ort. Ich hatte dort panische Angst – vor fremden Gesichtern, Kontrolle, Hektik und Zwang. Wichtig ist, dass es keine äusseren Stressfaktoren gibt, wie Jobverlust, Beziehungsabbrüche oder Druck. Solche Erschütterungen nehmen den Halt, den man braucht, um zurückzufinden. In früheren Psychosen hatte ich den Fussball als Anker, meine Mutter lebte noch, und Menschen um mich schenkten mir Zeit, Nähe, Ruhe und Vertrauen.

Beziehungen und eine Tagesstruktur können helfen. Das hat mich damals getragen. Auch dieses Mal gab es viele Leute, die verständnisvoll und fürsorglich waren.

Nehmen Sie Medikamente? Die Frage ist berechtigt, aber sie kann verletzend oder stigmatisierend wirken – weil sie den Menschen auf seine Behandlung reduziert. Viele gehen automatisch davon aus: Kranksein heisst Medikamente nehmen. Wer anders entscheidet, gilt schnell als uneinsichtig oder verantwortungslos. Eine solche Frage erzeugt Druck, der die Genesung erschweren oder neues Leid auslösen kann. Darum möchte ich nicht mehr öffentlich darüber sprechen.

In der Psychose haben Sie angefangen, auf Instagram Ihre Geschichte zu erzählen. Warum? Ich hatte das Gefühl, falsch behandelt und ausgegrenzt zu werden. Ich glaubte, diese Stigmatisierung sichtbar machen und zeigen zu müssen, was sie mit mir macht. Je mehr ich postete, desto mehr Reaktionen kamen – viele waren negativ, und sie verletzten mich. Ich wusste auch online nicht mehr, was real war. Und plötzlich wollten viele etwas von mir, vor allem Geld.

Wie viel Geld haben Sie verloren? Viel.

Was haben Sie neben Geld noch verloren? Gesundheit und Beziehungen. Die Arbeit, Glaubwürdigkeit. Das Vertrauen in mich selbst und das Vertrauen der Leute. Man kann darüber streiten, ob ich meinen Ruf verloren habe, aber so hat es sich angefühlt. Es hat sich angefühlt wie eine Riesenverlustkette. Eine Zeitlang hatte ich meine Freiheit verloren, weil ich in U-Haft gekommen bin.

Sind Sie in Untersuchungshaft gekommen, weil Sie Leute bedroht haben? Ich kam in Untersuchungshaft wegen Äusserungen auf Social Media, die rechtlich geprüft wurden. Das Verfahren läuft noch. Ich kann deshalb nicht mehr dazu sagen.

Hat die Haft den Teufelskreis unterbrochen? Ich möchte die Haft auf keinen Fall romantisieren. Aber ich kam in ein Umfeld mit Mithäftlingen, die mich einfach als Menschen angeschaut haben. Sie sahen mich als einen von ihnen. So konnte ich gesunden. Ich war abgeschottet. Und

«Aus Ängsten sind Theorien geworden, aus Theorien Überzeugungen, und aus Überzeugungen ist der Wahn gekommen.»

manchmal dachte ich: Zum Glück bin ich nicht mehr in dieser Gesellschaft. Ich war live öffentlich krank vor den Augen von Hunderttausenden, die Meinungen, Urteile und Ansichten über mich äusserten. Das Gefühl, von niemandem verstanden zu werden, war die Hölle für mich. Heute schäme ich mich, eine einzige Story auch nur einer Person zu zeigen.

Sie sind im Gefängnis aus der Psychose gekommen? Ja, und das war hochgefährlich. Als ich realisiert habe, was passiert war, wollte ich nicht mehr leben. Ich verstand nicht, wie das alles geschehen konnte. Ich dachte, ich hätte alles verloren.

Hatten Sie im Gefängnis psychologische Unterstützung? Zwei kurze Arzttermine wegen starker Panikattacken. Vor allem aber wöchentliche Gespräche mit einer Seelsorgerin, die mir gutgetan haben. Und der Rückhalt der Freunde und der Familie.

Wie fühlt man sich unmittelbar nach einer Psychose? Es ist eine Riesenerschöpfung. Es ist das Anstrengendste, was man sich vorstellen kann. Kein Schlaf, Nonstop-Wahn, Ängste, unglaublicher Schmerz, dann wieder riesige Hochgefühle ... Der schwierigste Moment ist, wenn man realisiert, was passiert ist. Man fragt sich: «O mein Gott, wieso ich? Warum ist das passiert? Wieso hat mir niemand helfen können?» Ich dachte ein paarmal, ich wäre lieber ein Jahr im Koma gewesen als in der Psychose.

Sie haben während der Psychose Interviews gegeben, auch im Schweizer Fernsehen. Wünschen Sie sich im Nachhinein, man hätte Sie besser geschützt?

Ich will keine Verantwortung abschieben. Die Journalisten haben ihren Job gemacht. Sie konnten nicht wissen, in welcher Verfassung ich war ...

Man hätte auf Instagram Ihre Storys sehen können und merken, dass es Ihnen nicht gutgeht. Die Journalisten haben nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt. Sie haben mich respektvoll und würdevoll behandelt. Wir haben Vorgespräche geführt. Ich habe ihnen gesagt, das sei nur Social Media, das müssten sie nicht ernst nehmen. Im Wahn war das meine Realität. Ich suche nicht nach irgendwelchen Verantwortlichen. Mir ist viel wichtiger, dass man etwas daraus lernt.

Was kann man lernen? Es gibt Leitfäden der Weltgesundheitsorganisation, wie man mit einem psychotischen Menschen umgehen soll. Falls es mir noch einmal passiert, hoffe ich, dass die Menschen meine Sprache besser verstehen. Ich möchte versuchen zu dolmetschen.

Können Sie ein Beispiel machen? Wenn ich mich zum Beispiel überhöhe und sage, ich sei ein Genie, ist das nicht Narzissmus, sondern ein Schrei um Würde. Weil ich mich herabgesetzt fühle. Ich wünsche mir, dass Menschen mit psychischen Problemen nicht ausgegrenzt oder abgestempelt werden, sondern verstanden.

Sie sind nicht nur von Psychosen betroffen, sondern haben auch ein Psychologiestudium angefangen. Woher kommt dieses Interesse? Psychologie interessiert mich schon mein ganzes Leben. Ich habe schon als Kind Erfahrungen mit Psychosen gemacht, weil meine Grossmutter und meine Mutter davon betroffen waren. Ich war lange Zeit in psychologischer Begleitung. Ich glaube, dass Aufklärung nur gemeinsam gelingt – zwischen Ärzten, Angehörigen und Betroffenen. Und ich wünsche mir, dass meine Erfahrungen und mein Wissen ernst genommen werden, nicht nur als subjektives Empfinden.

Wie gross ist die Angst, dass die Psychose zurückkommt? Sie ist nicht mehr da. Weil ich alles in meiner Macht Stehende mache, damit es nicht mehr geschieht. Es hat auch in den letzten Monaten Momente gegeben, in denen es kritisch war. Aber ich weiss, wie ich darauf reagieren muss.

Wie reagieren Sie? Wenn ich eine Nacht nicht schlafe oder nur ein paar Stunden, kann das gefährlich werden. An dem Tag, an dem dieses Interview erscheint, werde ich das Handy ausschalten. Dann brauche ich Ruhe. Ich habe auch einen Leitfaden geschrieben, damit meine engsten Bezugspersonen wissen, wie sie reagieren sollen, falls es doch wieder passiert. Ich habe die Sprache übersetzt, die ich im Wahn verwende, damit sie wissen, dass es nicht wörtlich gemeint ist. Ich bin in Therapie, mache viel Sport und versuche, so diszipliniert wie möglich zu sein.

Was treiben Sie für Sport? Joggen.

Fussball spielen Sie nicht mehr? Nein.

Sie vermissen ihn nicht? Es tut weh. Es fühlt sich an, als hätte es ein Leben davor und ein Leben danach gegeben. Und das Leben davor – mit dem Fussball – schmerzt immer noch. Deshalb weiche ich aus.

Welche Träume haben Sie für die Zukunft? Ich denke nicht daran, was in einem Jahr ist oder in zwei. Ich bin dankbar für jeden Moment, in dem ich Glück empfinde. Ich fühle mich nicht mehr komplett am Rand, sondern habe ein Umfeld mit Menschen, die verstehen, was passiert ist, und mir neu begegnen. Früher habe ich alles als selbstverständlich angeschaut. Jetzt ist gar nichts mehr selbstverständlich. Ich frage mich: Was kann ich heute tun, damit später wieder etwas möglich wird? Ich merke, dass ich mich weiterentwickle. Wenn ich so weitermache, werden sich irgendwann wieder Türen öffnen – und vielleicht auch Herzen.

Ein Stück Barcelona für das Frauen-Nationalteam

Rafel Navarro löst Pia Sundhage als Coach ab

EVA BREITENSTEIN, BERN

«Endlich sprechen wir über Fussball», sagt Rafel Navarro irgendwann während der Medienkonferenz. Am Sonntag war der 39-jährige Katalane noch Assistentztrainer des Frauenteams des FC Barcelona beim Auswärtsspiel in San Sebastian. Am Dienstag unterschrieb er in Bern als Schweizer Nationaltrainer. Und am Tag dazwischen hatte der Schweizerische Fussballverband (SFV) in Schweden den Vertrag mit der bisherigen Nationaltrainerin Pia Sundhage aufgelöst. Der Kontrakt wäre noch bis Jahresende gelaufen.

Das Umfeld des Schweizer Frauen-Nationalteams hat turbulente Tage hinter sich, und deshalb interessierten die sportlichen Ambitionen an diesem Tag erst in zweiter Linie. Das Verständnis, das sich am Montagabend nach der Bekanntgabe der Vertragsauflösung mit Sundhage in den Kommentarspalten ergossen hatte, war gross. Es drehte sich nicht nur darum, dass der SFV nicht mit der Welttrainerin weitermachen wollte. Vielmehr befremdete die Art und Weise, wie der Verband die 65-jährige Schwedin monatelang im Ungewissen gelassen hatte, bevor er ihr eine Absage erteilte.

Zweifel angemeldet

An der Medienkonferenz sagten der SFV-Präsident Peter Knäbel und die Frauenfussball-Direktorin Marion Daube, es sei immer geplant gewesen, dass der Entscheid erst zwischen den beiden Zusammenzügen von Ende Oktober und Ende November falle. Das hätte der Verband Sundhage auch mitgeteilt. Die lange Zeit begründete der SFV mit einer eingehenden Analyse der Entwicklung unter Sundhage und vor allem auch mit dem Ausarbeiten der neuen Strategie. In den Jahren 2026 bis 2030 soll der Fokus des SFV im Frauenfussball auf der Nachwuchs- und Talentförderung liegen.

Sundhage hatte die besten Spielerinnen der Welt zu WM- und Olympiagold geführt, ihr Name weckte in der kleinen Schweiz Sehnsüchte, dass mit ihr auch die Heim-EM zum Märchen werden würde. Und tatsächlich wuchs das Team

an der EM über sich hinaus, eroberte auch Sundhage mit ihrer direkten, offenen Art die Sympathien des Publikums. Über die ganze Wirkungsdauer gesehen aber zweifelten die SFV-Verantwortlichen, dass Sundhage auch für die Zukunft die Richtige sei.

Und so wurde ein Coach zum Nationaltrainer erkoren, der an sich zwar keine Sehnsüchte weckt. Doch er steht für eine Idee, die das durchaus tut. Der FC Barcelona war in den vergangenen Jahren tonangebend im Frauenfussball; 2023 spielte die Hälfte des Teams im spanischen Nationalteam, das den WM-Titel gewann. Navarro war in Barcelona als Assistentztrainer an drei Champions-League-Siegen und sechs Meistertiteln beteiligt.

Davor war er beim katalanischen Fussballverband mehrere Jahre lang als Ausbildner und Koordinator in der Trainerausbildung tätig. Er ist es also gewohnt, teamübergreifend eine Spielidee zu implementieren und Nachwuchsspielerinnen zu entwickeln; das hat die SFV-Spitze am meisten überzeugt. Die Lücke zwischen der Schweiz und den besten Nationen ist zuletzt grösser geworden. Navarro mit seinem «Verständnis für moderne Spielentwicklung und Innovation» soll eine Spielphilosophie etablieren, «die auf Technik, Kreativität und kollektiver Spielintelligenz» basiert. So formuliert es der SFV.

Der neue Nationalcoach soll eng mit dem früheren Schweizer Nationalspieler Johan Djourou arbeiten, der nach

Fussballverband gibt ein schlechtes Bild ab

Kommentar auf Seite 20

seiner schwammigen Rolle als Bindeglied zwischen Team und Staff nun eine konkrete Funktion übernimmt: technischer Leiter des A-Nationalteams und des Juniorinnen-Nationalteams der Frauen. Diese Position wollte Daube schon lange. Navarro, über dessen weiteren Staff noch nichts entschieden ist, steht für eine offensive Spielidee. «Ich weiss, dass ich hier nicht in Barcelona bin und nicht so spielen lassen kann», sagt er, «doch ich will gewisse Dinge hierherbringen». Mit der Barcelona-Spielerin Sydney Schertenleib hat er das Paradebeispiel der talentierten Schweizerinnen selber trainiert.

Ein langer und schwieriger Weg

In der SFV-Strategie bis 2030 und bei der Entwicklung einer neuen Spielerinnen-Generation scheint die EM 2029 fast mehr im Fokus zu stehen als die WM 2027 in Brasilien. Nach dem Abstieg der Schweizerinnen aus der Nations League A im Frühling wird der Weg nach Brasilien lang und schwierig. 52 Teams bewerben sich um die 11 europäischen Plätze. Die erste Qualifikations-Phase wird zwischen Februar und Juni 2026 in drei Ligen ausgespielt, die Schweiz (Rang 24 in der Fifa-Weltrangliste) ist Teil der Liga B. Am Dienstag wurden ihr als Gegnerinnen für diese Phase Nordirland (Rang 44), die Türkei (58) und Malta (88) zugelost.

In dieser Stärkekategorie reicht nicht einmal der Gruppensieg für die WM, direkt qualifiziert sind nur die vier Gruppenersten der Liga A. Navarro bleibt nur ein zehntätiges Trainingslager in Spanien Ende November, um die Spielerinnen kennenzulernen und in zwei Testspielen erste Spielideen zu vermitteln. Ambitionen sind vorhanden. Er habe sich auch in Barcelona dazu bereit gefühlt, Cheftrainer zu werden, sagte er am Dienstag. Navarro scheint ebenso hungrig, sich als Cheftrainer zu beweisen, wie die jungen Schweizerinnen zeigen wollen, dass für das Land noch mehr drinliegt. Denn für ein paar arrivierte Spielerinnen mag die WM 2027 das letzte Ziel sein. Für viele der spielfreudigen Jungen aber war die Heim-EM erst der Startschuss.